

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andre strebten menschenwärts,
Wuchsen uns darum in's Herz,
— Dieser prangt und starrt in Erz.

Obst = Koproß.

Bücher-Rundschau

England, Europa und die Welt.

Erich Obst: *England, Europa und die Welt. Eine geopolitisch-weltwirtschaftliche Studie.* (XVI und 350 S. mit 54 Textzeichnungen und 17 weltwirtschaftlichen Tabellen im Anhang. Kurt Bowinkel-Verlag, Berlin, 1926. Preis geb. M. 36.—.)

Je weiter wir uns vom Ende des Weltkriegs entfernen, desto deutlicher wird die Erkenntnis, daß es in dem großen Ringen nur einen Sieger geben hat, die nordamerikanische Union, und daß vor allem England sein Ziel, den kontinentalen Rivalen niederzuwerfen, um den Niedergang der eigenen weltwirtschaftlichen Vorherrschaft aufzuhalten, nicht erreicht hat. Daher seine Bemühungen, daß britische Weltreich möglichst auszubauen und zusammenzuschließen, sich vom übrigen Europa auch wirtschaftlich abzuwenden, um auf diesem Wege der Überlegenheit der Vereinigten Staaten und dem Eintreten der übrigen überseeischen Wirtschaftskörper in den Konkurrenzkampf zu begegnen. So entstehen aus der heutigen Lage vom weltwirtschaftlichen Standpunkt zwei Fragen: Ist das britische Reich überhaupt noch in der Lage, auch für die weitere Zukunft eine solche autarkische Ausgestaltung erfolgreich durchzuführen, und was wird, wenn dies gelingen sollte, aus dem übrigen, zwischen U. S. Amerika und dem britischen Empire eingekauften Europa?

Diese Fragen hat sich der Verfasser des angezeigten Werkes vorgelegt. In einem einleitenden Kapitel betrachtet er den Werdegang des britischen Weltreiches von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart, die Zeit der ersten Lösung Englands vom europäischen Kontinent im siegreichen Kampf gegen Spanien, Holland und Frankreich, die Verlegung des Schwerpunktes des britischen Kolonialreiches aus der westlichen in die östliche Halbkugel, den Siegeszug des britischen Imperialismus und Industrialismus, die dem Weltkrieg vorausgehenden und ihn vorbereitenden geopolitischen Geschehnisse und das Ergebnis: Die amerikanische Union ist an die Stelle Englands als erste Finanzmacht der Erde getreten, ihr sind viele der Überseemärkte, über die England bisher unbestritten gebot, zugefallen; Frankreich ist zur ersten Kontinentalmacht Europas geworden, der alte Gegensatz zu Russland ist neu erwacht und das britische Weltreich hat durch die zunehmende Emanzipation seiner Dominions an Festigkeit eher eingebüßt, als gewonnen.

Im Hauptteil des Buches erweist nun Obst im einzelnen die schon vor dem Weltkrieg angedeuteten, aber durch ihn beschleunigten und offenkundig gewordenen Veränderungen in der wirtschaftlichen Struktur der Erde, stets bezogen auf die Dreheit England, das übrige Europa und die übrige Welt. Nacheinander werden die Versorgung der Welt mit Nahrungs- und Genussmitteln, die Leistungen der Industrie in ihren wichtigsten Zweigen und die Verschiebungen des Welthandels betrachtet an der Hand eines geradezu überwältigenden, aber doch höchst übersichtlich dargebotenen statistischen Materials und durch eine in ihrer Klarheit und Überzeugungskraft bewunderungswürdige Interpretation. Um nur einiges herauszugreifen, wird gezeigt, daß zwar die Möglichkeit für eine Selbstversorgung des britischen Reiches in der Getreidewirtschaft besteht, daß aber in der Versorgung mit tierischen Nahrungsmittern diese Aussichten schon geringer sind. Noch bedenklicher ist der Rückgang der englischen Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiet, geradezu kritisch die Lage der eng-

lischen Baumwollindustrie. Der Schwerpunkt der Kohlenproduktion hat sich nach U. S. Amerika verlegt, der Kampf um das Erdöl ist noch nicht ausgetragen, in der Eisen- und Stahlerzeugung ist England sowohl vom übrigen Europa, als besonders von der Union überflügelt, in der Maschinenindustrie geht die überseeische Welt zur Eigenversorgung über, in der Gummifrage ist England gerade jetzt von Amerika geschlagen worden. Der Handel Englands mit seinen Kolonien ist weniger gewachsen als der dieser Kolonien mit den übrigen überseischen Handelsstaaten; auch das System der Bevorzugung englischer Produkte in den Dominions bei der Zollbehandlung wird die zunehmende wirtschaftliche Entfremdung zwischen den Kolonien und dem Mutterland nicht aufhalten und eine panbritische Wirtschaftsunion als zukunftsbeständige Form einer Organisation des britischen Weltreiches nicht schaffen können. „Die in der Wirtschaft selbst liegenden Gesetze und die Gegebenheiten des Raumes sind offenbar stärker als politischer und wirtschaftlicher Machtwillen.“

So gelangt der Verfasser zu ungefähr folgenden Ergebnissen: Im eigenen Interesse muß England den Gedanken an eine panbritische Wirtschaftsunion fallen lassen und sich vielmehr mit dem europäischen Festland zu einem Wirtschaftskörper vereinigen, während die übrige Welt nicht nach machtpolitischen Sphären, sondern in eine Reihe naturgegebener Wirtschaftskörper sich gliedern wird. Ein solcher großer Wirtschaftsraum ist aber auch Europa, das, wenn es nicht der Übermacht der andern Wirtschaftsreiche erliegen will, mit England, aber auch mit Russland zusammen den europäischen Wirtschaftsblock bilden muß durch Abbau der Zollschranken, planmäßige Bewirtschaftung der eigenen Rohstoffe und Aufbau eines gesamteuropäischen Wirtschaftsmarktes. Die Entscheidung darüber aber liegt nicht bei Europa, sondern bei England, das nur die Wahl hat, ohne Europa und in andauerndem Kampf mit diesem, aber ohne Aussicht auf schließlichen Sieg, sein Empire wirtschaftlich auszubauen, oder mit Europa die Führung im Kampfe um die Behauptung des Abendlandes in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Stellung zu übernehmen.

Das vorzügliche und fesselnd geschriebene Buch kann als Grundlage zum Verständnis der Wirtschaftsprobleme der Gegenwart wärmstens empfohlen werden.

Fritz Machtseit.

Schweizergeschichte als Teilvorgang europäischen Geschehens.

Unsere Geschichte, die geistige und politische, ist viel mehr nur Teilvorgang eines allgemeinen west-mitteleuropäischen Geschehens, als das in den herkömmlichen Darstellungen schweizerischen Staats- und Kulturlebens zum Ausdruck kommt. In ihr spiegelt sich durch alle Zeitalter getreulich der jeweilige europäische Gesamtzustand wieder. Die Schweiz, selbst nie oder nur augenblicksweise zu europäischer Führung berufen, erleidet die Einwirkung der jeweiligen europäischen Führerschaft in förderndem oder hemmendem Sinn, je nachdem diese Führerschaft ihr wesensverwandt oder wesensfremd ist. In der verdienstvollen Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geiste leben“, die zuerst Haessel in Leipzig herausgab und die seit einiger Zeit bei Huber in Frauenfeld erscheint, sind jüngstens zwei Bändchen herausgekommen, die bestimmte Teilgebiete des schweizerischen Geschehens in den gesamteuropäischen Werdegang hineinstellen. Es sind das Hans Fehrs „Schweizerischer und deutscher Volksgeist in der Rechtsentwicklung“ und Hermann Bächtolds „Schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart“. Wie die Titel andeuten und wie es dem Zweck der Sammlung entspricht, sind es Wechselwirkungen zwischen der Schweiz und Deutschland, die zur Darstellung gelangen. Da aber dabei auch die Zeittabschnitte berührt werden, in denen diese Beziehungen nicht positiv waren, d. h. der bestimmende europäische Einfluß von außerdeutschen Mächten ausging und die Schweiz entsprechend diesem außerdeutschen Einfluß unterstand, ergibt sich unwillkürlich doch ein gewisses Gesamtbild der Verknüpfung, in der diese schweizerischen Teilgebiete mit dem gesamteuropäischen Sein und Werden stehen.

Besonders reizvoll ist es, anhand dieser beiden Bändchen zu verfolgen, in wie hohem Maße der Gang der schweizerischen Rechtsentwicklung und der schweizerischen Wirtschaftsentwicklung dabei in den großen Zügen, im Erleiden und Verarbeiten äußerer Einwirkung, einander entsprechen. „Das Mittelalter fasst beide Länder, die Schweiz und Deutschland, politisch in einem Reich zusammen und gibt dem Wirtschaftsleben beider einen weitgehend übereinstimmenden Charakter“ (Bächtold, S. 7). Schweizerische und oberdeutsche Landschaften bilden ein „relativ einheitliches Wirtschaftsgebiet“. Es ist die Blütezeit der Frankfurter-, Genfer- und Burzacher-Messen; die letzteren als Vorposten Genfs und „alemannische Stammesmesse“. Durch die Schweiz führen die großen Verkehrszüge von Nordwesteuropa-Südeuropa über Frankfurt-Genf-Lyon oder nach Italien über den Gotthard und die Bündner Pässe. Um den Bodensee herum liegt das „große zentraleuropäische Leinwandrevier“. „Wechselseitige Zollfreiheit, Einbürgerung von Deutschen in Schweizerstädten, Gewinnung von schweizerischen Kaufleuten als Geschäftsteilhaber, Ausnützung des bernischen politischen Einflusses für nürnbergische Handelsinteressen in Frankreich und Italien, gemeinsames Auftreten in Lyon, ferner in Varese“ (S. 19), derart eng verschlochten ist das beidseitige Wirtschaftsleben. — Das Gegenstück auf dem Gebiet des Rechts: „Der Lehnstaat enthielt nicht mehr Markt genug, seinen Gliedern Frieden und Ordnung zu verschaffen. Daher scharten sich im ganzen Reiche gewisse, gleichgestimmte Menschengruppen zusammen und bildeten Friedensgenossenschaften, dann und wann auch Eidgenossenschaften genannt (Fehr, S. 21)... Sind auch wichtige Besonderheiten der eidgenössischen Bünde zu verzeichnen: in ihren gesamten Zielrichtungen sind sie Eide der unzähligen Bündnisse, wie sie im deutschen Reiche nach dem Zerfall der strengen Lehnsvorfassung notwendig geworden waren (S. 72)... Der genossenschaftliche Gedanke der Urschweizer war weniger autochthon, als die frühere Forschung angenommen hat“ (S. 41).

Die eigentliche Gabelung einer bisher in sich geschlossenen Entwicklung in zwei Sonderentwicklungen tritt erst am Ende des Mittelalters ein. „Das deutsche Reich kam von der Vorstellung nicht los, es sei die Fortsetzung des alten Römerrreiches. Das römische Recht sei daher kein fremdes Recht“ (Fehr, S. 93). Als dieses Reich daher im Interesse einer größeren inneren Festigkeit am Ende des 15. Jahrhunderts zur Schaffung eines Reichskammergerichts schritt, wurde dabei römisches Recht aufgenommen. „Diesen Wandel hat die Schweiz nicht mitgemacht. Die eidgenössischen Orte unterwarfen sich dem Reichskammergericht nicht“ (S. 94). Allerdings schuf sich die Eidgenossenschaft nicht entsprechend ein eigenes eidgenössisches Gericht. „Das war zweifellos für die Rechtsentwicklung ein Glück. Denn wer weiß, ob solche oberste eidgenössische Richter nicht auch zum römischen Recht ihre Zuflucht genommen hätten, um überhaupt Herr des zerstückten Rechtsstoffes zu werden... So merkwürdig es klingt: Ein gemeineidgenössisches Gericht hätte den Staat gefestigt, wäre aber vielleicht dem ruhigen Gang der Rechtsentwicklung gefährlich geworden“ (S. 95). Mit diesen Worten ist die Schnittlinie aufgedeckt, die die beiden Länder fortan trennt: Das Reich macht heroische Anstrengungen, die ihm entgleitende europäische Führerschaft durch innere Reorganisation zu behaupten, wobei die Staatlichkeit nicht ohne Verluste innerer Werte gerettet werden kann. Umgekehrt wollen die Eidgenössischen Orte nicht von ihren organisch gewachsenen Rechtszuständen lassen, die eidgenössische Staatlichkeit erschöpft sich aber dafür fortan für drei Jahrhunderte in der Rolle des neutralen Zwischenlandes, das auf eigene politische Zielsehnsucht und auf Stellungnahme im Kampf um die europäische Führung verzichtet. — Wie ist die entsprechende wirtschaftliche Entwicklung? Während das wirtschaftliche Leben Deutschlands weitgehend „in den überlieferten zunftshandwerklich-stadtwirtschaftlichen Formen des Mittelalters“ erstarrt, wird die Schweiz „industrielles und kapitalistisches Frühland, ... das verhältnismäßig industrialisierte Land des Kontinents“ (Bächtold, S. 20). Mehrere Ursachen sind dafür vorhanden: „Die Schweiz lag in dem von ihren beiden Nachbarn Frankreich

und Deutschland umkämpften Zwischenfeld so weit nach Süden gerückt, daß der Kriegspflug ihr Gebiet umging" (S. 24). Dazu kam die Einwanderung italienischer und französischer Glaubensflüchtlinge, die eine „hochqualifizierte Unternehmerschaft“ lieferte. Der ausschlaggebende Faktor aber war, „daß der französische Markt dem schweizerischen Exporthandel in ganz besonderer Weise zur Verfügung stand. Für die der französischen Krone seitens der eidgenössischen Orte vertraglich zugestandenen Söldnerkontingente tauschte die Schweiz seit dem Ende des Mittelalters Handelsprivilegien ein, die ihr die gewinnreichste Ausnahmestellung auf dem französischen Markte verschafften. Nicht der Zusammenhang mit Deutschland, vielmehr der mit Frankreich war es, der den Aufbau des neuzeitlichen industriellen Wirtschaftsförpers der Schweiz bestimmen und beeinflußt hat“ (S. 25).

Bekanntlich hat in den folgenden Jahrhunderten der in Europa zur Vorherrschaft gelangte französische Einfluß auch das gesamte politische Leben und die gesellschaftliche Gliederung der Schweiz überhaupt bestimmt. „Die europäische Geschichte weist im Bereiche des absoluten Staates große Ähnlichkeiten auf. Es ist, als ob alle staatlichen Gebilde durch das Filter des Absolutismus mit Notwendigkeit hindurch mußten. Daher blieb auch der Eidgenossenschaft dieses Schicksal nicht erspart“ (S. 48). Diese neue Lage fand beispielsweise auch in der Entwicklung der Rechtssprache ihren Niederschlag. „Zwei Ereignisse sind es, die im 17. und 18. Jahrhundert die Rechtssprache dem deutschen Element entfremden: der Einfluß Frankreichs und das Eindringen des römischen Rechts. . . Man fühlte sich europäisch, wenn man französisch sprach. . . Wie weit hatte sich selbst die gesamte Eidgenossenschaft von den germanischen Sprachgrundzügen abgewandt, als sie im Jahre 1777 gestattete, daß der Bündnisvertrag mit Frankreich französisch aufgesetzt wurde (S. 60). . . Auch das eindringende römische Recht verunstaltete die alte Rechtssprache. . . Das waren Äußerungen eines neuen Geistes. Gleich wie in Deutschland hatte sich eine große Kluft zwischen Volk und Recht, zwischen Untertanen und Regierenden aufgetan“ (S. 63).

Frankreichs Führerschaft in Europa hatte schließlich den vollständigen Zerfall des politischen Lebens der Eidgenossenschaft und den Verlust eigenschöpferischer Fähigkeit für sie zur Folge. Erst das 19. Jahrhundert brachte die große Wende. Deren Anfänge reichen allerdings schon ins 18. zurück. „Die Spracherneuerung zu Ende des 18. Jahrhunderts und im folgenden Zeitraum ist bekannt. . . Man gelangte zur Überzeugung, daß es ein Unding sei, deutsches Recht nicht in deutscher Sprache aufzuzeichnen“ (S. 63). „Die deutschen Freiheitskämpfe zu Beginn des 19. Jahrhunderts lenkten den Sinn und die Aufmerksamkeit zurück auf das deutsche Recht“ (S. 99). In der Schweiz war immerhin die entsprechende Bewegung ungleich schwächer, vorwiegend aus dem Grund, weil die schweizerische Rechtsentwicklung im ganzen viel organischer verlaufen war als die deutsche. Ein Haupttreiz der Fehr'schen Schrift liegt gerade in der Gegenüberstellung der immer mehr volkstümlich gebliebenen schweizerischen Rechtsentwicklung und der durch den Umweg über das fürstlich gewordene Reich und die Aufnahme römischen Rechts lange Zeit dem Volk und seinem angeborenen Wesen entfremdete deutsche Rechtentwicklung. Die jüngste Zeit zeigt dann, wie die schweizerische und deutsche Rechtsentwicklung bei voller gegenseitiger Selbständigkeit gleiche Wege schöpferischer Gestaltung gehen, sich gegenseitig befriedend und fördernd. „Hätte die Schweiz nicht die Erfahrungen aus der deutschen Kodifikationsbewegung verwerten können, ihr Zivilgesetz hätte nicht die Höhe erreicht, auf der es heute steht“ (S. 90).

Für die schweizerische Volkswirtschaft tritt die Wendung ein, „als im Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons die alte große Stellung des schweizerischen Handels auf dem französischen Markt zerstört, bezw. gemindert wurde und nun Deutschland erhöhte Bedeutung für den schweizerischen Absatz gewann“ (Bächtold, S. 31). Vorerst schien „der Warenaustausch zwischen beiden Ländern der Austausch zwischen einem Industriexportland (Schweiz) und vorwiegend rohstoff- und

lebensmittelliefernden Agrarland (Süddeutschland) zu werden" (S. 35). Ähnlich der Menschenauftausch. Schweizerische Unternehmer brachten „eine ganze Zone jenseits der Nordgrenze der Schweiz“ in ihre wirtschaftliche Abhängigkeit. Umgekehrt fanden zahlreiche „dienende Arbeitskräfte“ aus Deutschland in der Schweiz Beschäftigung. In dieser Zeit war es, daß „in Deutschland und in der Schweiz die Idee der handelspolitischen Einigung in der Luft“ lag (S. 48). Der Schweiz mußte sehr daran gelegen sein, ihre Nordgrenze offen zu halten, umso mehr, als „seit 1815 rings herum, namentlich auch an der französischen Grenze, die zollpolitischen Abschließungen sich vollzogen und für die Schweiz vor allem die Enttäuschung eintrat, daß die schutzzöllnerischen Tendenzen Frankreichs nicht wieder zurückgingen, sich vielmehr noch verschärften und die Aussicht auf Wiederkehr der früheren handelspolitischen Privilegien der schweizerischen Waren auf dem französischen Markt verschwand“ (S. 49). Die Entwicklung ging aber schließlich in der Richtung, daß es in Deutschland in den dreißiger Jahren zur Bildung des deutschen Zollvereins kam mit der weittragenden Folge für die Schweiz, daß ihr bisheriger süddeutscher Absatzmarkt und zugleich Lieferant landwirtschaftlicher Erzeugnisse seine Handelsentsprechung künftig nicht mehr bei der Schweiz, sondern bei dem auch bereits teilweise industrialisierten Norddeutschland fand. Anderseits erfolgte 1848 die handelspolitische Einigung der schweizerischen Kantone durch die Gründung des schweizerischen Bundesstaates. So „ballen sich die zwei Länder auch handelspolitisch zu gegeneinander gestellten und nach eigenen Gesetzen rotierenden, aber doch intensiv einander anziehenden volkswirtschaftlichen Augelförpern zusammen“ (S. 7). Wie stark diese gegenseitige Anziehung bei aller Konkurrenz-Gegnerschaft im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurde, ergibt sich zur Genüge daraus, daß im Jahre 1913 ein Drittel aller in die Schweiz eingeführten Waren aus Deutschland kam und fast ein Viertel aller aus der Schweiz ausgeföhrten Waren nach Deutschland ging. Deutschland war der erste Abnehmer schweizerischer Waren. Der Weltkrieg hat bekanntlich hier zu einer Änderung geführt. Unter den Abnehmern schweizerischer Waren steht heute das englische Weltreich an erster Stelle. Ob allerdings diese jüngste Übersee-Position des schweizerischen Außenhandels in Anbetracht der großen Krise, in der sich seit Jahren alle Kolonialländer befinden und in Anbetracht der nationalen Selbständigkeitbewegungen bei den asiatischen Völkerschaften, auf die Dauer zu halten sein wird, bleibt eine offene Frage. Um so näher liegt es, an eine Annäherung europäischer Volkswirtschaften, an eine festländisch-europäische Wirtschaftsinteressengemeinschaft zu denken, die vielleicht noch einzig den Kernvölkern Europas die heute zu schmal gewordene Lebensbasis zu gewährleisten vermag.

Es ist nicht Zufall, wenn gleichzeitig mit solchen — vorerst theoretischen — Versuchen zu wirtschaftlicher Neugestaltung Europas ebensolche Versuche zu seiner rechtlichen Neugestaltung erörtert werden oder worden sind. Der Fehler bei der Gründung des Versailler Völkerbundes liegt nicht in der Absicht, Einzelstaaten zu einem größeren Rechtsgebilde zusammenzufassen, sondern in der Selbstäuschung oder bewußten Täuschung Anderer, damit ein übernationales, zwischenstaatliches Gebilde geschaffen zu haben. Menschliche Gemeinschaften haben nur Leben und Bestand, wenn sie im Innern die Herrschaft des Rechts und nach außen die Fähigkeit zum Kampf besitzen, und das ist eben Staatlichkeit. Ein aus bisherigen europäischen Einzelstaaten zusammengeschmolzener europäischer Bundesstaat ist denkbar; seine Verwirklichung eine Frage der europäischen Führerschaft.

Die Geschichte unseres Landes ist nur ein Teilstück europäischen Schicksals. Die beiden Schriften von Fehr und Bächtold führen uns das so recht vor Augen. Die von ihnen vermittelten Erkenntnisse können aber auch als Ausgangspunkt dienen für Gedanken über die Gestaltung der Zukunft. Denn wir sollen die Zukunft nicht in die Luft hinaus bauen, sondern auf den festen Boden der Vergangenheit und ihrer Lehren gründen. D.

Kämpfendes Volkstum.

Wer ab und zu ein Zeitungsblatt aus dem elsässischen Nachbarland in die Hand nimmt, wird darinnen zuweilen Berufungen auf die politischen Bestrebungen eines anderen fremdsprachigen Gebietes Frankreichs, der Bretagne, und besonders Anführungen einer *Zeitschrift*, die davon berichtet, des „*Breiz Atao*“ in Rennes, finden. Und wer sich etwa ein Heft dieser Monatsschrift verschafft, wird sich, gleichgültig welcher politischen Einstellung, nur als ehrlicher und aufgeschlossener Mensch, dadurch aufs lebhafteste in seiner Teilnahme beansprucht und angezogen fühlen. Was hier seinen Niederschlag findet, ist stark und rein, ist unerhört intensiv und erstaunlich hochgespannt. Hier hat eine Entscheidung von hohem Bewußtsein und letzter Schärfe stattgefunden, welche doch bei aller heißen Willenskraft nicht allein auf sich selber ruht, sondern ein kongenialer Folgerungswillen aus helläugiger und kalter Einsicht ist. Es ist hier der nicht mehr ungewöhnliche Vorgang vorhanden, daß ein Völkchen oder Volk (hier ein solches von mehreren Millionen) in letzter Stunde aus einem Schlafe aufschreckt, der in den Tod überzugehen drohte. Es greift nach seinen Kleidern, seiner Habe, seinem Gute, an die sein Sinn geknüpft ist; sie sind entwendet; es hat sie im Traume gegen ein Nessusgewand verhandelt, dessen Gift seinem Leben näher frisbt. Man hat ihm tatsächlich die Wurzel des Lebens gestohlen, und nun sitzt es wie Gilgamesch in kraftloser Trauer. Aber es bleibt nicht dabei, die besten zukunftsweisenden Kräfte der Zeit haben sich zu seiner Hilfe aufgemacht und sind entschlossen, das Schicksal zu wenden. Aus den Kreisen des bewußten Geistes gebiert sich aus Einsicht und Wille ein neuer Antrieb, der von oben wieder in die Wurzeln hinabstrebt. Wie oft sahen die letzten Jahrzehnte dies Schauspiel in Ost und West Europas; wie wenig ließ sich dieses in den grauen Theorien seiner eifigen Alchimisten stören, welche aus dem Blei des Nationalismus das Gold des Kosmopolitismus zu machen suchten! Hier in der Bretagne wäre etwas, das vor verwandten Fällen geeignet schiene, die geistgewaltigen und geistesstolzen Europa-Teigknete eines Besseren zu belehren. Hier ist nicht der zähe, ätzende, pausenlose völkische Kampf der Mitte und des Ostens, in dem weder Zeit noch Kraft für die Rundung der Geste und für den Feiertag der Entspannung bleibt, und wo sich der Geist nur langsam aus seiner Rolle des Mittels empor zum Zwecke arbeitet und als solcher sich herauszählt. Auch hier in diesem Gebiete hat man begriffen, daß es um Sein oder Nichtsein geht, daß ein Volk, welches sich sein Leben entwinden läßt, fortan von allen Quellen des Seins abgeschnitten ist und den Schatten Homers gleich eine unfruchtbare unwirkliche Schein- und Lügenexistenz auf Borg zu führen verdammt ist. Aber so wenig man hier dem Westen in seiner Abgestorbenheit angehören will, so sehr gehört man ihm in einer gewissen Freiheit der Formung an; der Kampf verliert hier nie eine gewisse Schönheit, eine gewisse Anmut der Gebärde. Wiederum ist dies aber nicht Eleganz, nicht selbstzweckliche Form des Romanen, sondern es ist eine Überschüßbildung selbstsicherer Glaubens an die gewonnenen Ideale, die unmittelbar aus geistvertrauten Kreisen herrühren und im unmittelbaren Umgang mit der schneidenden Schärfe der immer erneuerten geistigen Standpunktswahl ans Licht treten. Wie groß, wie entscheidungsstark, wie ungehemmt, wie unbürgerlich der Idealismus dieser *kelthischen Völker* ist, hat wohl Europa schon wiederum vergessen, seit der tolle, fast hoffnungslose Freiheitskampf Irlands unvermutet in den Hafen gesicherter Eigenstaatlichkeit führte. Es gibt einen Begriff davon, wenn man z. B. hört, daß in Cornwall sich ein Mann gefunden hat, der die alte keltische, seit einem Jahrhundert völlig erloschene cornische Sprache des Landes sich aus alten Urkunden wiederum zu eigen mache und 450 junge Leute um sich zu sammeln vermochte, die diese Sprache zu denjenigen ihres Umgangs machten und nun das Land ihrer Väter der Sprache ihrer Väter wieder zu erobern träumen. Ein grandioser Wahnsinn, wie ihn Cervantes unsterblich geformt hat, ein Wahnsinn jedoch, dem (wenn auch wohl nicht eben diesem besondern) irgendwie Ausbrüche in die harte Wirklichkeit, in die Werkstätte der nüchternsten Vernunft sich öffnen

könnten. Die sehr eigenartige Synthese von romanischer und germanischer Art, die im keltischen Stämme ein rundes Eigenwesen zu gewinnen scheint, der Welt zu erhalten, ist eine Aufgabe, für welche diese dankbar sein sollte. Die eigenartige Schönheit des Geistes, der aus Erkenntnis durch Entscheidung zum Glauben geschritten ist und nicht zurückblickt, ein Ding, das der hemmungsvollen und verbürgerlichten Plumpheit, welcher der politische Streit anderwärts sich allzu selten enthebt, recht ferne liegt — diese Schönheit als ästhetisches Phänomen, als eine neue politische Rhetorik edelster Art, ist eine Erscheinung, von der sich Kenntnis zu nehmen lohnt und welches die französischen und englischen Aufsätze jener Zeitschrift (die *bonisch* dürften den meisten Europäern bis auf weiteres undurchdringlich sein) anschaulich machen. Es wird von dieser Bewegung in diesen Blättern noch die Rede sein.

Erich Brod.

Zeitgemäßes Bauen.

Fast überall in Europa ist die Wohnungsnot eine Nachkriegerscheinung. Das Anwachsen der Säuglingssterblichkeit und der Tuberkulose wird überall beobachtet, wo viele Menschen zusammenwohnen. Die Frage des Fußgängerverkehrs, der Bahnhofsanlage und der Vorortverbindungen ist in allen Großstädten zu einer dringlichen Angelegenheit geworden. Die Unzufriedenheit des Proletariats hat oft ihre Gründe in den schlechten Wohnverhältnissen. Fast überall begnügt man sich diesen Problemen gegenüber mit halben Lösungen. Die Bauindustrie ist nicht mit der Zeit fortgeschritten, sie arbeitet entweder noch so, wie man vor fünfhundert Jahren gearbeitet hat, oder verwendet moderne Konstruktionsarten mit alten Methoden und Bauten zusammen und verschlechtert sie dadurch. Den Verkehrsproblemen gegenüber fehlt meist der großzügige Plan, der nicht nur für kurze Zeit und da Abhilfe schafft, wo die Verhältnisse unhaltbar geworden sind, sondern der zugleich die zukünftige Entwicklung des Verkehrswesens voraussieht und ihr Genüge tut.

Vor einiger Zeit ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart unter dem Titel „Wie baut Amerika?“ ein Buch von Richard J. Neutra erschienen, das diejenigen interessieren wird, die sich mit den wirtschaftlichen und sozialen Fragen der Gegenwart befassen. Neutra, ein Österreicher, hat auch in Zürich studiert und ist hier längere Zeit tätig gewesen und lebt seit einigen Jahren in Amerika, wo er Mitarbeiter der größten Baufirmen, vor allem Frank Lloyd Wright's war. Er ist also zweifellos zu einer Darstellung der heutigen Architektur Amerikas berufen. Aber sein Buch gibt auch noch mehr. Manche Gedanken desselben erinnern an die Schriften „Le Corbusiers“. Doch während diese oft den Eindruck hinterlassen, daß Corbusier ein ästhetisches Manifest in die Welt posaunt, daß in seinen Projekten und Schriften viel Literatur enthalten ist, verliert man bei Neutra nie das Gefühl, einen bis ins Außerste logischen Arbeiter vor sich zu haben, der nur sagt, was er auch beweisen, nur entwirft, was auch gebaut werden kann. Man braucht Le Corbusiers formales Talent keineswegs zu erkennen. Verschiedene seiner ausgeführten Bauten sind von einer wundervollen Ruhe und Harmonie. Doch wenn er in seiner Gartenstadt bei Bordeaux, von der augenblicklich in allen Blättern die Rede ist, Gartenterrassen auch noch ins erste Stockwerk der Häuser setzt, so ist das unwirtschaftlich, überflüssig — also unwahr und literarisch. Sein Städtebauprojekt für Paris, das einfach ein Viertel der Stadt abreißt, zwischen weiten Gärten unwirtschaftlich hohe Wolkenkratzer hinsetzt, ist eine Utopie, welche die Architektur um keinen Schritt vorwärts bringt.

Das Buch Neutras ist eine mutige Bejahung der Gegenwart. Ihre Beurichtigung wird durch einen klugen Menschen, der jedes Problem von innen heraus angreift und durcharbeitet, bewiesen. Er überzeugt, weil er kein

ästhetisches Programm aufstellt, sondern aus Tatsachen folgerichtige Schlüsse zieht. Wir möchten es allen denen zu lesen geben, die als Regierende oder Abgeordnete, als Stadträte oder Bürger einen, wenn auch noch so kleinen Einfluß auf die Entwicklung der Bauarbeit haben. Sie würden manches erfahren, was sie zu vernünftigen Lösungen der Gemeinschaftsaufgaben führen würde, manches, was sie zwingen würde, veraltete Bauordnungen zu ersezten, veraltete Ansichten und Vorurteile über Bauformen und Materialien aufzugeben.

Roger Ginsburg, Paris.

Frauenfrage und Feminismus.

Wieth-Knudsen, R. A.: *Frauenfrage und Feminismus vom Altertum bis zur Gegenwart; eine soziologische Betrachtung.* Stuttgart, Franck, 1926.

Wieth-Knudsen hat schon vor zwanzig Jahren den Feminismus als Inbegriff der Bestrebungen erklärt, die „alle biologisch begründeten psychologischen Geschlechtseigenarten und -verschiedenheiten in ihrer Auswirkung auf das Gesellschafts- und Wirtschaftsleben bewußt oder unbewußt verneinen und verleugnen“. Nach seiner Ansicht ist und bleibt die Frau ein Wesen zweiten Ranges, das allein durch ihre willsfähige Unterordnung unter den Mann Daseinsberechtigung hat und nur in selbstlosem Sichaufgeben ihr Glück zu finden vermag. Wieth-Knudsen schildert folgendes Idyll: Lastkähne gleiten langsam durch die Wogen, meist von Frauen gesteuert, die von fröhlichen Kinderscharen umgeben sind. Ein Kind klammert sich an den Rock der Mutter, zwei größere spielen auf Deck, das vierte trägt sie auf dem Rücken, das fünfte liegt an ihrer Brust und das sechste ist unterwegs. Doch mit sicherer Hand steuert die Mutter das Boot zwischen den übrigen Fahrzeugen und Hindernissen hindurch. Sie lacht über das ganze Gesicht, daß man ihr gesundes Gebiß sieht; ihre Augen leuchten, wenn sie zum Mann hinüberblickt, der sich faul und gähnend unter dem ausgespannten Sonnensegel räkelt; sie jubelt auf, so oft er sich in seinem behäbigen Nichtstun dazu herabläßt, das Weib eines anerkennenden Blickes zu würdigen. Ist das nicht beschämend für — den Mann? Schade, daß dieses Idyll, das nach des Verfassers Aussagen in China vorkommt, sich auf unsere Kultur nicht restlos übertragen läßt. Das ganze Buch ist auf die Frage eines Gelben aufgebaut: Warum betrachtet und behandelt ihr Europäer eure Frauen mit so großer Hochachtung, ja oft mit Anbetung? Die Antwort und die Schlußfolgerung der vorliegenden Arbeit heißt: Bei weiterer Entwicklung des Feminismus wird die Ehe zur Hölle auf Erden, es ist dies der wohlverdiente Lohn des Mannes für seine übertriebene Huldigung und unangebrachte Rücksichtnahme auf die Frau und ihre Emanzipation. Ohne starke Gegenwehr würde „seine“ Kultur zum Vorteil anderer Rassen dahinsiechen, bei denen noch immer ein natürliches gegenseitiges Verhältnis der Geschlechter vorherrscht und mehr als alles andere dazu beiträgt, ihren Kulturen Festigkeit zu verleihen, die der unsrigen fehlt.

Auch ein umgelehrter Don Quijote kann gegen Windmühlen kämpfen. Im Zeitalter der Psychoanalyse dürfte man zu einer Charakterdiagnose des Verfassers kommen, die seinen heftigen Abscheu gegen die moderne Frau ins Ungemessene steigern müßte. Dabei seien zahlreiche Literaturnachweise und trotz ihrer Einseitigkeit anregende Gegenüberstellungen des Frauenlebens im Wandel der Jahrhunderte gebührend verdankt.

Helene Meyer.

Meersfahrt.

Hiermit sei auf das Buch „Meersfahrt“ von Arnold Masarey (Drell Füssl, 1927) aufmerksam gemacht, denn es fällt durchaus aus dem Rahmen der üblichen Reisebeschreibungen heraus. Es werden nämlich keine Ereignisse geschildert, sondern nur Erlebnisse, und zwar Erlebnisse nur auf dem Meere. Aus Meereshimmel und Meeresgrün reiht sich Bild an Bild auf, zu einer Fülle von Eindrücken, ebenso vielfältig, wie das Meer selbst. Wer je eine längere Meersfahrt gemacht hat, dem tauchen alte Erinnerungen auf in einer Plastik, als spürte er wahrhaftig den Geruch des Meeres, als fühlte er wiederum jene Stimmmungen, die dem gewöhnlichen Menschen nur in kurzen Augenblicken, und nur wie ein leiser Hauch durch die Seele ziehen. Verbunden zu reiner Harmonie werden die schmerzlichen und die erhabenden Eindrücke, die das Meer auf den Menschen macht.

Und wer noch nie eine Meersfahrt erlebt hat, der lernt durch das Buch das Meer kennen, als hätte er es jahrelang durchfahren. Es ist ein farbiges Band, zusammengesetzt aus lyrischen Schilderungen, eine in die andere übergehend, wie die ewigen Wechsel im Meere selbst. Wolken werden zu vielsagenden Wesen, Wellen tauchen auf aus der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, eine weiße Möve wiegt sich über dem Schiffe, und der Mensch selbst sinnt, leidet und genießt. Man braucht wirklich nicht zu fürchten, daß die Enge des Stoffes dem Buche Eintönigkeit aufzwinge. Wer es wagen kann, einen ganzen Band nur über das Meer zu schreiben, dem hat das Meer viel erzählt, und wer die Sprache des Meeres so wiedergeben kann, wie Masarey, dem steht eine Sprache zur Verfügung, die sich den feinsten Tönen der Empfindung anzuschmiegen weiß. So kann man sich denn auch kaum losreißen von dem Buch, wenn man es einmal in die Hand genommen hat, denn durch Masareys Buch tönt die gewaltige Symphonie des Meeres, Jubel, Grauen, Sehnsucht, Verzweiflung, Ergebenheit.

Wer, zur Abwechslung von der heutigen ereignisreichen, aber erlebnisarmen Reiseliteratur einmal ein modern empfindsames Reisebuch lesen möchte, dem sei das Buch von Masarey (nebenbei einem Schweizer) warm empfohlen.

Felix Speiser.

Geschichte des deutschen Stils.

Geschichte des deutschen Stils in Einzelbildern. Von Ed. Hoffmann-Krayer, ord. Professor für deutsche Philologie an der Universität Basel. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Es kam dem Verfasser, der zweifellos über große Belesenheit verfügt und aus eigener Erkenntnis schöpft, nicht darauf an, eine vollständige Geschichte des deutschen Stils, vom Hildebrandslied an bis auf Werfel und Trakl, zu bieten, sondern einzelne „Bilder“, die imstande wären, das Allgemeine im Besondern zu charakterisieren, sodaß man die „Schule“ im Einzeldichter zu erkennen vermöchte. Ohne weiteres gibt er zu, daß die verschiedenen Zeiträume nicht gleichmäßig ausgebaut worden seien, was seinen Grund einerseits in gewissen Bevorzugungen des Verfassers, anderseits in der ungleichmäßig ausgesprochenen Typik gewisser Epochen habe.

Die reichlich wiedergegebenen Stilproben, die durch Betrachtungen und Erörterungen verbunden sind, erleichtern dem Leser die Bildung eines eigenen Urteils durch Vergleichung, was für die meisten erschwerlicher sein dürfte als die Ausgestaltung der Stilentwicklung zu einem geschlossenen Gesamtbild mittels wissenschaftlicher Abstraktion. Dies hätte unbedingt die Einbeziehung aller großen und eigenartigen Stilschöpfer vorausgesetzt, während hier z. B. in der Neuzeit Gotthelf und Raabe nur ganz ungenügend, Keller, Storm, Meier und Hesse gar nicht auf ihre Ausdrucksweise untersucht werden. Spitteler zeigt seinen Stil nach unserer Ansicht ungehemmter und reiner in seiner Prosa als in der

Berdichtung des Alters, weshalb uns seine Beurteilung durch Hoffmann-Krayer etwas einseitig anmutet. Der Einfluß Zolas, Ibsens und Tolstois auf die deutsche Stilbildung ist kaum sichtbar gemacht.

Was am Schlusse über Stefan George, die Berliner „Sturm“-Schule, sowie den Expressionismus gesagt und durch schlüssige Beispiele belegt wird, zeugt von einem gesunden Urteil des Geschichtsschreibers, wie wir denn auch die von ihm als Schlußwort ausgesprochene Hoffnung teilen, daß die Dichtung nicht auf ihr Recht verzichten werde, reinere und einfachere Formen für eine glücklichere Menschheit zu suchen und zu finden.

Damit diese glücklicher werde, bedarf sie solcher Dichter, die sich nicht in Selbstüberhebung von ihr abwenden, sondern ihr die mitsühlende Hand reichen, um sie aus der Dual, Verwirrung, Entartung und Zerschlagenheit der Gegenwart herauszureißen, damit sich ihr die „Gott-Natur“ aufs neue offenbare. Dieser Gedanke kennzeichnet aufs beste den Geist, der dieses Buch beherrscht, wie auch den Standpunkt, von dem aus die geschichtlichen Erscheinungen auf dem Gebiete des Stils betrachtet und beurteilt werden, soweit sie der Darsteller ins Auge faßt.

Adolf Böttlin.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Bächtold, Hermann: Schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart; Huber, Frauenfeld.

Breiz Atao: Monatsschrift, Rennes.

Fehr, Hans: Schweizerischer und deutscher Volksgeist in der Rechtsentwicklung; Huber, Frauenfeld.

Hoffmann-Krayer, Ed.: Geschichte des deutschen Stils in Einzelbildern; Quelle & Meier, Leipzig.

Masarey, Arnold: Meerafahrt; Orell Füssli, Zürich.

Neutra, Rich. J.: Wie baut Amerika; Jul. Hoffmann, Stuttgart.

Obst, Erich: England, Europa und die Welt; Bowinkel, Berlin.

Sprecher, Th. v.: Fragen der schweizerischen Landesverteidigung nach den Erfahrungen in der Zeit des Weltkrieges; A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich.

Taysen, General v.: Das jugoslawische Problem; Mittler, Berlin.

Wieth-Knudsen, R. A.: Frauenfrage und Feminismus vom Altertum bis zur Gegenwart; Franc, Stuttgart.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Otto Koellreutter, Jena. — Werner Schmid, Oberweßikon. — Dr. Paul Requadt, Heidelberg. — Dr. H. Bechlin, Redaktor, Bern. — Dr. Helmut Ammann, Aarau. — Dr. med. M. A. Todorowitsch, Belgrad. — Otto Neber, Musiker, z. St. München. — Prof. Dr. Fritz Machatschek, Zürich. — Erich Brod, München. — M. Ginsburger, Paris. — Dr. Helene Meier, Kilchberg. — Prof. Dr. Felix Speiser, Basel. — Dr. Adolf Böttlin, Zürich.

Zur Beachtung! August- und September-Heft erscheinen wie gewöhnlich als Doppel-Nummer Mitte August.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldestraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neu-Eingänge von Büchern:

Galser, Fritz van: Einführung in die Politik; Schweizer, München, 1927; 181 S.; M. 6.50.

Hefele, Hermann: Politik, Eine Auswahl aus Machiavelli; Frommann, Stuttgart, 1927; 109 S.; M. 3.20.

Mannhardt, Joh. Wilhelm: Hochschule, Deutschtum und Ausland; Elwert, Marburg, 1927; 84 S.

Neuling, Willy: Die Stellung der drei großen Dominien im Britischen Reich nach dem Kriege; de Gruyter, Berlin, 1927; 108 S.; M. 4.

Ochsli, Wilhelm: Bilder aus der Weltgeschichte; Bd. III; 7. Aufl., neubearbeitet von Th. Greherz; Hoster, Winterthur, 1927; 383 S.; Fr. 7.75.

Strub, Wilhelm: Die Mitgliedschaft im Völkerbund; Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1927; 108 S.; Fr. 3.

Zorn, Philipp: Vom alten zum neuen Reich; Zentralverlag, Berlin, 1927; 24 S.

* * *

Boehm, G. A.: Planmäßige Entzittlichung; Selbstverlag, Lübeck, 1927; 55 S.; M. 1.50.

Burdhardt, Walther: Die Organisation der Rechtsgemeinschaft; Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1927; 463 S.; Fr. 22.

Baur, Fischer und Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre; Lehmann, München, 1927; 601 S.; M. 16.

Germann, O. A.: Vorarbeiten zur eidgenössischen Gewerbegezeggebung; Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1927; 270 S.; Fr. 8.

Kisch, Egon Erwin: Klassischer Journalismus; Rudolf Kaemmerer, Berlin; 758 S.

Loosli, C. A.: Die schlimmen Juden; Pestalozzi-Fellenberg-Haus, Bern, 1927; 257 S.; Fr. 5.

* * *

Baker, Olaf: Der staubige Stern, Roman; Grethlein, Zürich, 1927; 239 S.

Delmont, Joseph: Die sieben Häuser, Wanderfahrten eines Läusbuben; Grethlein, Zürich, 1927; 450 S.

Sabatini, Rafael: Der Seehabicht, Roman; Grethlein, Zürich, 1927; 341 S.

Schaffner, Jakob: Der Kreislauf, Gedichte; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1927; 130 S.

* * *

Hilber, Paul: Die historische Topographie der Schweiz; 8. Bd. der illustr. Reihe von „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“; Huber, Frauenfeld, 1927; 88 S. u. 50 Tafeln; Fr. 7.50.

Hürlimann, Martin: Frankreich; Wasmuth, Berlin, 1927; 40 S. u. über 300 Abb.; M. 26.
